

*50 Jahre Arbeitsgemeinschaft der Kirchen im Kanton Bern (AKB),
Ökumenische Feier am Sonntag, 8. September 2019, 16 Uhr, Französische Kirche Bern
Referat von Dölf Barben, Redaktor bei der Zeitung "Der Bund"*

Welche Kirche braucht es heute?

Wenn Sturheit und die Treue zum eigenen Glauben stärker wären als Nachgiebigkeit und Offenheit, dann würde ich als Mensch nicht existieren. Offensichtlich aber existiere ich. Und darum kann ich mich darüber freuen, an diesem Sonntag hier bei Ihnen zu sein und Sie begrüßen zu dürfen.

Liebe aus-wundersamen-Gründen-ebenfalls-Existierende

Die Frage, die ich in der nächsten Viertelstunde beantworten soll, ist keine leichte. Welche Kirche braucht es heute?

Christoph Knoch, der Präsident der AKB, hat mich Anfang Sommer gebeten, an dieser Feier meine Gedanken dazu zu äussern. Als Journalist, der bei der Zeitung Bund seit über zwanzig Jahren über Kirchenthemen schreibt, solle ich eine Aussensicht präsentieren, Ihnen einen Spiegel vorhalten. Vor zwei Wochen, als ich das Programm dieser Veranstaltung zu Gesicht bekam, fragte ich bei Christoph Knoch nach, ob ein solches Referat überhaupt in diesen feierlichen Rahmen passe. Doch, genau das wollen wir, antwortete er und sagte, ich dürfe auch frech sein.

Nun, besonders frech bin ich nicht. Das weiss auch Christoph Knoch. Vor zwei Jahren hielt ich an der Jahresversammlung des reformierten Pfarrvereins bereits ein Referat. Mein Schlusssatz damals lautete: Der Dienst am Nächsten, den Pfarrerinnen und Pfarrer leisten, der bleibt unentbehrlich. Als Fachpersonen für das Unfassbare gehörten Seelsorgerinnen und Seelsorger seit jeher zur Grundausstattung einer menschlichen Gemeinschaft. Daraus lässt sich schliessen, dass ich heute nicht die radikale Antwort geben werde, es brauche überhaupt keine Kirchen mehr. Soviel kann ich vorwegnehmen.

Bewusst verzichte ich darauf, Statistiken und Studien heranzuziehen, um den Bedeutungs- und Prestigeverlust der Kirchen zu erörtern. Das kennen Sie alles bestens. Lieber möchte ich versuchen, aus einer persönlichen Sicht auf das Thema einzugehen.

Die 50 Jahre seit der Gründung Ihrer Arbeitsgemeinschaft überblicke ich selber. Über meine Eltern reicht mein Blick aber noch viel weiter zurück. Wenn ich den Katechismus meiner Mutter aufschlage, die im Wallis aufgewachsen ist, scheint mir, ich könne spüren, wie das Leben sich vor der Aufklärung angefühlt hat. Die Antworten auf die grossen Fragen waren kurz und einfach. Meine Mutter ging damals fast täglich zur Kirche, die Dreh- und Angelpunkt der gesamten Dorfgemeinschaft war.

Als mein Vater im Wallis auftauchte, ein Reformierter auf einem Töf, war die Freude nicht bei allen überschäumend. Das sieht man auf einem Bild, das er aufgenommen hat und das die Familie meiner Mutter zeigt. Die einzige, die wirklich lacht, ist sie. (Einzelne Geschwister haben ebenfalls ein Lächeln im Gesicht; die Grossmutter schmunzelt ganz leicht.)

Betrachte ich dieses Bild heute, kommt mir der Film «Back to the Future» in den Sinn. Dort kann ein Mann dank einer Zeitmaschine beobachten, wie seine Eltern sich kennenlernten. Wie bei ihm ist auch in meinem Fall alles gut gegangen. Die Stimmen, die vor dem reformierten Berner gewarnt haben sollen, vermochten nicht den Ausschlag zu geben.

Womit wir in den 1960er und 1970er-Jahren wären. Ich wurde katholisch erzogen, besuchte als Kind und Jugendlicher wöchentlich Unterricht und Gottesdienst, nahm an Pfarreifesten und an Ferienlagern teil. Was mir gefiel: Die Mitternachtsfeiern mit der grossartigen Musik. Aber vor allem: Da die Pfarrei regional organisiert war, konnte ich Mädchen begegnen, die ich sonst nie getroffen hätte. Was mir weniger gefiel: Manche Antworten auf die grossen Fragen waren mir zu einfach, andere zu kompliziert. Bald fiel ich vom Glauben ab.

Womit wir in der Gegenwart wären. Meine Töchter sind weitgehend ohne religiösen Unterricht aufgewachsen. Als ich eine von ihnen im Hinblick auf dieses Referat fragte, was sie über Kirche wisse, sprach sie davon, dass Frauen dort zu kurz kämen und dass die Institution auf sie sehr veraltet wirke. Die Bibel lehre Nächstenliebe, das wisse sie. «Und Abraham», fragte ich? Ihrerseits fragend sagte sie: «Der hat doch sein Volk irgendwohin geführt – zur Arche Noah? Oder war das Jesus?»

Was ich mit all dem sagen will: Innerhalb von nur zwei bis drei Generationen hat sich für die Kirchen hierzulande dramatisch viel verändert. Damals waren sie ein zentraler Bestandteil der Gesellschaft, heute stehen sie – obschon vielerorts noch mitten im Dorf oder Quartier – für viele Menschen ausserhalb ihres Lebens.

Auch die Bibel scheint ihre Funktion als allgemeiner Bezugspunkt allmählich zu verlieren. Als ich jüngst jemandem ein Selfie von einer Wanderung sandte, lautete der Kommentar nicht, du siehst aus wie Moses auf dem Berg, sondern wie Frodo. Das ist eine Figur aus Herr der Ringe, wie ich auf Nachfrage erfuhr.

Was mir gleichzeitig klar geworden ist: Auch wenn wir als Menschen immer mehr wissen über die Ursprünge des Lebendigen und das Universum, das uns beherbergt: Die wirklich grossen Fragen, die das Leben und damit den Tod betreffen, haben nichts von ihrer quälenden Schärfe verloren. Sie können einen zu jeder Zeit und von allen Seiten her anfallen, ob man nun gläubig ist oder nicht.

Auf den Punkt gebracht hat das der Berner Astrophysiker Thomas Zurbuchen kürzlich in der Zeitung «reformiert.» Er, der in einer tiefreligiösen Familie aufgewachsen ist, sagte, er bewege sich zwar nicht mehr in kirchlichen Kreisen, empfinde aber Ehrfurcht vor einer höheren Macht, die er jedoch nicht Gott nenne. Und auf die Frage, ob er bete, meinte der Forschungschef der amerikanischen Weltraumbehörde NASA: «Ja, wenn er sich in seinem Privatleben machtlos fühle, wenn es um Gesundheit oder Tod gehe, dann sei das Gebet die einzige Entgegnung.»

Das Gebet als einzige Entgegnung: Ich verstehe das gut. Und es geht mir heute manchmal ähnlich. Es gibt Situationen im Leben, wo es ganz nützlich wäre, wenn einem ein religiöser Werkzeugkasten zur Verfügung stünde.

Wenn jemand auf Reisen geht, zum Beispiel: Ein Abschied, selbst wennes einer unter Lebenden ist, schreit geradezu nach einem Ritual.

Als ich jung war, hat die Religion ein solches Ritual zur Verfügung gestellt. Meine Mutter hat mir mit Weihwasser ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet und mir einen Segen mitgegeben. Damit konnte sie Verantwortung abtreten. Und ich fühlte mich beschützt. Der Abschied war ein Abschied.

Ohne Ritual besteht die Gefahr, dass ein Abschied sich endlos hinzieht, was natürlich auch auf neue technische Möglichkeiten zurückzuführen ist. Statt «Adieu» heisst es dann: «Schick mir eine SMS, sobald du gelandet bist. Und eine, wenn du im Hotel ankommst. Und am Abend skypeen wir.»

Religion kann befreiend wirken und das Leben vereinfachen. Rituale können einen Menschen stabilisieren

und entlasten. Wer Rituale kennt, braucht nicht alles selber zu erfinden. Oder anders herum: Selbst wer nicht an eine höhere Macht glaubt, kennt das Bedürfnis nach Ritualen. In unserer Familie haben sich solche herausgebildet. Bei einem Abschied sagt sicher jemand irgendwann: Blickkontakt. Sich ein letztes Mal richtig in die Augen schauen, bevor man auseinandergeht. Ich denke dann manchmal, dass es eigentlich das gleiche ist wie das Weihwasser meiner Mutter.

Nach allem, was ich bisher gesagt habe, ziehe ich diesen Schluss: Die Menschen haben auch heute Bedürfnisse, für die die Kirchen eigentlich geeignet wären, sie zu befriedigen. Es ist aber nicht in erster Linie – oder nicht mehr in erster Linie – das Bedürfnis nach Spiritualität und Glauben.

Das wichtigste Bedürfnis, das ich ausmache, ist jenes nach Gemeinschaft. Es ist das Bedürfnis, das von Kirchen stets mitabgedeckt wurde, bewusst oder unbewusst. Und ganz offensichtlich steht da in unserer Gesellschaft einiges nicht zum Besten. Vor ein paar Wochen habe ich am Radiogehört, dass ein beträchtlicher Teil der Jugendlichen sich einsam fühlt. Einsamkeit ist auf der Webseite von Pro Juventute ein Thema, aber auch auf der Webseite von Pro Senectute.

Menschen fühlen sich einsam - Kirche bietet Gemeinschaft. Aber allem Anschein nach können Nachfrage und Angebot oft nicht zur Deckung gebracht werden. Betrachtet man nämlich die Gemeindeseiten in der Kirchenzeitung «reformiert.» oder die Veranstaltungshinweise im Pfarrblatt oder in anderen Kirchenblättern, entdeckt man eine Vielzahl von Möglichkeiten.

Eben erst fand in Bern der Schöpfungstag statt – so etwas wie ein Erntedankfest. In Steffisburg organisierte die Kirchgemeinde einen ganzen Familientag. Das Thema dieses Jahr: Erdboden. Es gibt Meditationsangebote. Frauenrituale. Sommerfeste. Bilderausstellungen mit Führungen. Literaturgruppen, Gesprächsreihen wie Reformierte im Dialog. Wanderungen. Tanzcafés. Moditräffs. Kasper- und Figurentheater. Oder die Möglichkeit, sich selber als Freiwillige oder als Freiwilliger einzubringen wie beim Projekt Kultur im Koffer, wo Menschen aufgesucht werden, die ihr Zuhause nicht mehr gut verlassen können. Und selbstverständlich verschiedenste Arten von Gottesdiensten.

Kurz: Die Kirchen tun viel, um die Leute, die früher zu ihnen kamen, dort zu erreichen, wo sie geblieben sind. Im Sommer sind sogar zwei Pfarrer mit Bier unterwegs. Ihre Bar heisst «UnfassBar».

Die Frage aber bleibt, ob all das reicht, was die Kirchen heute tun? Wahrscheinlich nicht. Aus meiner Sicht ist zunächst alles zu begrüßen, was Menschen zueinander bringt und von gesellschaftlicher Relevanz ist. Ob es daher eine gute Idee ist, im Mittelschiff einer Kathedrale eine Minigolfanlage einzubauen, um die Besucherzahl zu steigern, wie das jüngst irgendwo in England passiert ist, wage ich zu bezweifeln. Menschen haben ein gutes Gespür dafür, was wesentlich und nahrhaft ist. Wenn eine Kirche sich aber engagiert für Flüchtlinge, für Arme und Benachteiligte - warum macht jemand denn da nicht mit?

Vielleicht deshalb – und das dürfte für manche unter Ihnen vielleicht der kritischste Punkt meines Referates sein – , weil viele Menschen heute Kirche nach wie vor und vor allem mit dem Glauben an einen Gott und mit Gottesdiensten in Verbindung bringen, was ja auch nicht falsch ist. Nur verstellt das unter Umständen den Blick auf all das andere, das Kirchen leisten und von diesen Leuten eigentlich voll und ganz unterstützt würde. Manchmal aber sind die Meinungen klipp und klar und es gibt nur ein Entweder-Oder: Eine Freundin von mir sagte: «An Kirchen, in denen Männer ihr patriarchales Getue durchziehen, habe ich null Interesse.»

Es ist ja nicht so, dass die Kirchen sich nicht anpassen. Gerade eben hat Gottfried Locher, der Präsident des evangelischen Kirchenbundes, Ja gesagt zur Ehe für alle. Damit sucht die Kirche, die reformierte zumindest,

die Mitte der Gesellschaft. Das ist auch richtig. Dass solche Verschiebungen, Zerreihsproben zur Folge haben, liegt auf der Hand. Aber diese muss die Kirche in Kauf nehmen, will sie als Volkskirche nicht abgehängt und bedeutungslos werden.

Meiner Ansicht nach genügt es allerdings nicht, sich als Kirche bloss ab und zu anzupassen. Städte, Quartiere und Dörfer sind heute in religiöser Hinsicht parzelliert und längst nicht mehr Monoblöcke wie früher. Die einzelnen Kirchen, auch wenn sie im Grunde das Gleiche oder ähnliches wollen, laufen damit Gefahr, eine kritische Grösse zu unterschreiten. Es ist wie bei Vogelschwärmen. Werden zu viele Vögel abgeschossen, kommt irgendwann der Punkt, wo sich der Schwarm nicht mehr erholen kann und zugrunde geht.

Für Kirchen und religiöse Gemeinschaften sehe ich eine Lösung. Und diese stimmt wohl auch mit den Zielen Ihrer Arbeitsgemeinschaft überein. In der Einladung lese ich sehr viel von Zusammenarbeit - auch wenn das Kirchenverständnis all der Mitglieder sehr unterschiedlich sei. Stephan Hagenow zitiert aus dem Kirchen-Papier des Ökumenischen Rates der Kirchen: «Jede lokale Kirche sei ganz Kirche, aber doch nicht die ganze Kirche. Daher sollte die Ortskirche nicht getrennt von anderen lokalen Kirchen gesehen werden, sondern in einem dynamischen Verhältnis mit ihnen.»

Und Martin Bauer wird mit den Worten zitiert: «Die AKB lebt davon, dass vom Ökumene-Virus angesteckte und begeisterte nicht aufgeben, sich für Verständigung und Annäherung zwischen den Kirchen und Konfessionen einzusetzen.»

Verständigung und Annäherung, dynamisches Verhältnis: Was könnte das heissen? Lassen Sie mich zum Ende meiner Ansprache so etwas wie eine Utopie formulieren. Ich denke dabei an das, was zurzeit im Berner Nordquartier passiert. Dort wollen zwei reformierte Gemeinden und eine römisch-katholische gemeinsame Sache machen. Man darf aber auch an das Haus der Religionen denken.

Wie wäre es, wenn Kirchen und religiöse Gemeinschaften in Stadtquartieren und Gemeinden sich tatsächlich zusammentäten so gutes geht. Zunächst einmal örtlich. Statt zwei, drei oder vier Adressen, gäbe es noch eine. Im besten Fall entstünde so etwas wie eine religiöse Zone, in der immer etwas los ist. Die Büros der Kirchenmitarbeitenden wären dort, es gäbe ein Café oder gar ein Restaurant, und offene Räume, vielleicht einen grossen Garten, wenn es sein muss mit einer Minigolfanlage.

Nennen wir das Ganze doch Tempelbezirk. Es wäre der Ort, wo sich alle treffen, die sich für Religion und Spiritualität interessieren oder einfach Gesellschaft suchen, egal woher sie kommen und wohin sie wollen.

Während die einen an einer Andacht teilnehmen, arbeiten andere an einer Aktion gegen das Flüchtlingselend. Und vorher und nachher - das ist das Entscheidende - laufen sich alle immer wieder über den Weg. Und nehmen wir weiter an, es würden auch Menschen anderer Religionen dort ein und ausgehen - ich glaube, ein solcher Ort wäre interessant, faszinierend und inspirierend. Er wäre voller Leben - und daher anziehend.

Ich danke Ihnen für die Einladung heute und für Ihre Aufmerksamkeit!